

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 316.

Freitag, 18. November

1932.



Vin Brautkron

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die Erbhöfobäuerin sah steif auf ihrem Stuhl und hielt die Hände unter dem Tischtuch verkrampft: „Ich soll Gott danken, daß er noch sein Haus bestellte . . . ich soll . . .“

In scheinem Argwohn schaute sie die Tafel entlang. Richerten nicht heimlich und Schadenfroh die Weiber? Stand nicht ein verstohlenes Grinsen in den Gesichtern der Männer? Sie stieß erleichtert den Atem aus, denn all die Bauern und ihre Weiber, die Leichenträger und die Ministranten saßen in feierlichem Ernst und starrten über ihre Tassen hinweg, die braunen Arbeitshände auf der Tischkante gefaltet. Bei der Küchentüre weinten lautlos die Mägde.

Der Mesner räusperte sich und loderte rasch mit zwei Fingern den ungewohnten Stehkragen am Hals. „Laßt uns auch dem hochwürdigen Herrn Pfarrer danken für die tröstlichen Zusprüche, mit denen er unserem Verstorbenen das Hinscheiden leicht und süß gemacht hat . . .“

Da würgte ein lautloses, grimmiges Lachen in der Kehle der Erbhöfobäuerin. Sie wußte es besser, daß alle Seligkeitsverheißungen des Herrn Johannes Durlacher dem Erbhöfobauern nicht den erlösenden Tod gebracht hätten. Der ergab sich erst, als der Bastard versorgt war. Und Himmel und Hölle wären dem Ragerer Franz einerlei gewesen, solange er das nicht in Ordnung gebracht hatte.

Der Mesner wischte mit dem bunten Sacktuch die verschwitzte Stirne. „Sodann danke ich euch, ihr Freunde und Trauergäste, im Namen der betrübten Wittib, der hochachtbaren und ehrenfesten Frau Erbhöfobäuerin, Barbara Ragerer, für euer eifriges Gebet, für die Opferung und alles, was dem Verstorbenen auf dem Weg zum ewigen Glück und Seligkeit verhilflich sein wird . . .“ Nun hatte er den Faden seiner sorgfältig gelernten Rede verloren. Ratlos hingen seine Augen an dem silbernen Kreuzifix. Die Gäste glockten tiefernst und abwartend zu ihm empör. Hochwürden zog nervös die kluge Stirne zusammen.

„Der Tod . . .“, stotterte der schweigende Redner: „Der Tod ist uns allen gewiß. Er holte auch unseren Ragerer Franz erbarmungslos aus seinem großen Reichthum . . . von seinem stattlichen Hof . . . und aus den Armen . . . aus den Armen seiner heißgeliebten Gattin . . .“

Die Erbhöfobäuerin stierte mit stirrendem Blick über die geweihten Kerzen hinweg ins Leere. „Wehe . . . wenn jetzt einer lachte . . . wehe . . .“

Sie sah wie am Pranger. Sie preßte die großen, harten Hände unter dem Tisch zusammen und litt Höllenqualen. Denn während der Mesner nun in hochtrabenden, ungeschickten Worten von ihrem verlorenen Glück erzählte, wußten sie es alle, die mit gesenkten Köpfen auf das weiße Tischtuch starrten, daß die Erbhöfobäuerin sich ihren Hochzeiter gekauft hatte damals vor sechs Jahren, gekauft mit ihrem großen Erbhöf . . . mit ihrem vielen, schweren Geld . . . losgekauft von Juliane Krombacherin, dem schönsten Mädchen im ganzen Gau auf und nieder . . .

„Er war fleißig und fromm . . .“

„Er war fleißig und fromm!“ sprach der Mesner über die gesenkten Köpfe hinweg. „Er war gottesfürchtig und treu bis ins Grab . . .“

Der Erbhöfobäuerin stieg ein heißes Würgen in die Kehle. „Treu war er gewesen . . . der Ragerer Franz, doch nicht ihr! Treu war er der andern geblieben, die er ausgegeben für das viele Geld . . .“ treu in einer abgrundtiefen, wortlosen Verbissenheit! So stark war er in dieser Treue, daß er dem Tod getroßt, bis er dem Bastard der Juliane sein väterliches Erbteil gesichert . . .

Mit einem Mal ward der Erbhöfobäuerin wund und weh ums Herz. „So treu war er der andern, daß er keine Augen hatte für die große Liebe, die ihm den Erbhöf entgegen trug mit allem, was dazu gehörte . . .“

„Es war Gottes Ratschluß . . .“, beendete der Mesner seine stolpernde Rede. „Daß er so früh hat ins Grab gemußt. Das muß uns trösten. Wir wollen ihm nicht die Ruhe im Grab stören durch allzu lautes Jammern. Wir wollen jetzt niederknien und beten . . .“

Die Bäuerin kniete neben ihren Trauergästen, ein bitteres Lächeln zuckte kurz um ihren harten Mund. Der Bauer im Jenseits konnte ruhig schlafen . . . sie würde durch keine Träne seine ewige Ruhe stören. Sie hatte genug zu schleppen daran, daß sie für ihr vieles Geld sein Herz nicht erkaufen konnte . . . und daß der Bastard die fünftausend Taler bekommen . . . die fünftausend harten Taler . . .

Das war die schwärende Wunde, die in alle Ewigkeit

nicht zuheilen würde. In ihr stumpfes Brüten hinein sprach die wohlklingende Stimme Johannes Durlachers:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe . . .
Und das ewige Licht leuchte ihm . . .
Herr, laß ihn ruhen in Frieden . . . Amen . . .“

Das Leichenmahl war zu Ende. Mit steifen Fingern knüpften die Weiber ihren übrigen Kuchen ins Schnupftuch, die Männer schoben zufrieden die geschenkten Zigarren in die Brusttasche.

Die Erbhofbäuerin stand mitten in der Diele, ließ sich ungezählte Mal die Hand schütteln und das abschiednehmende Beileidsgemurmel über sich ergehen. Ihr Blick war zu Boden gesenkt, ihr Gesicht verschlossen und wie aus Holz geschnitten. Hinter der niedrigen Stirne brütete der Wille zum Verbrechen.

Dann stand sie unter dem Rundbogentor des Erbhofes und sah ihren Gästen nach, die zu Paaren über den schmalen Wiesenweg gingen. Sie sah ihnen nach, bis die Letzten um die weiße Kirchhofsmauer verschwunden waren. Dann ging sie mit schweren Füßen langsam über den Hof, an der Scheune vorbei zum Gemüsegarten, wo in der Gaisblattlaube die Kinder spielten.

Die vierjährige Susanne sah braun und rund auf der Gartenbank und zerriff ein teures Bilderbuch. Die Christel stand schmal und scheu in der Ecke und schaute furchtsam zu der großen Frau empor. Die reichte ihr eine Gießkanne und befahl:

„Geh' zum Brunne und hol' Wasser!“

Das Kind hielt ratlos die schwere Gießkanne in der kleinen Hand. Der Vater hatte ihr streng verboten, jemals am Brunnen zu spielen. Sein Verbot wäre nicht notwendig gewesen. Sie hatte sich immer entsetzlich vor dem tiefen Wasserloch gefürchtet. Doch da schrie schon die Bäuerin mit zornrotem Gesicht „Hol' Wasser . . . sag' ich dir . . . du hast lang genug hier umsonst gefressen!“

Da ging das Kind mit angstvoll klopfendem Herzen hin zum Ziehbrunnen hinter den Salatbeeten. Die Bäuerin raffte die kleine Susanne vom der Bank auf und rannte eiligst mit ihr an der Scheune vorbei zum Hof hinüber. Susanne wollte nicht mit. Sie strampelte und brüllte wie besessen. Die Bäuerin hörte nicht darauf. Sie mußte jetzt so schnell wie möglich im Hof vom Gesinde gesehen werden. Sie mußte Zeugen haben dafür, daß sie völlig schuldlos war an dem, was jetzt im Garten geschah. Ihr Herz tat dabei keinen rascheren Schlag. Ihre Arme hielten wie mit Eisenklammern das um sich schlagende Kind. Sie warf einen schiefen Blick nach rückwärts und sah, wie die Christel ängstlich und unbeholfen auf dem Brett niederkniete, das die Brunnentiefe deckte. Dann schoß sie um die Scheunenwand in den abendstillen Hof.

Bei der Stalltüre stand sie wie angewurzelt und ließ das Kind aus den Armen fallen.

Jesus Maria! Was war das jetzt . . . was war das jetzt für ein markerschütternder Schrei gewesen! Die Bäuerin fiel gegen die Stalltüre, eine plötzliche Schwäche stieß ihr in die Knie. Dabei lauschte sie mit angehaltenem Atem zum Garten hinüber: Was war das jetzt . . . was war das gewesen? So gellend . . . so markerschütternd schrie kein Kind . . . so schrie nur ein Weib in fürchterlicher Todesangst.

Mit bleis schweren Füßen ging die Bäuerin zum Garten zurück. Wer hatte hier geschrien? Wer hatte auf ihrem Grund und Boden den Spion gemacht?

Vom Brunnen herüber kam leises Kinderweinen. Dort stand verstört und zitternd die Christel, und ihr kleines Gehirn faßte das Geschehene noch gar nicht. Das Brett unter ihrem Knie hatte gekracht . . . dann hing ihr Kopf nach unten in das schreckliche Wasserloch . . . der Jakob hielt ihren Fuß am Brunnenrand fest und irgend jemand hatte gräßlich geschrien. Nun hielt der Jakob das zerbrochene Brett in den schmutzigen Händen und betrachtete aufmerksam die Bruchstelle, ohne sich um das weinende Kind zu kümmern.

Da stampfte die Bäuerin über die Salatbeete heran

und stieß herrisch vor: „Was ist hier los . . . wer schreit denn hier wie narrisch?“

Der Großknecht Jakob hatte sonst immer ein lederbraunes Gesicht. Nun wurde es langsam fahlgelb. Er betrachtete das Brett in seinen Händen und schwieg.

„Was hier los is . . . will ich wissen!“ schrie die Bäuerin ihn an. Der Großknecht sah ihr mit einem bohrenden Blick in die flackernden Augen und sagte: „Das Brett hier hat einer zerlegt!“

„Was schwätzt du da!“ schnaubte die Bäuerin. „Wer soll denn das Brett zerlegt haben?“

Das hätte sie nicht fragen dürfen. Sie fühlte es zu spät. Denn der Knecht wandte nicht den bohrenden Blick von ihrem Gesicht und sagte langsam und drohend:

„Jemand, dem an den fünftausend Talern gelege is.“

Sie riß den Mund auf zu einem grellen, überlauten Lachen, brach plötzlich ab und starrte entgeistert über den Brunnen hinweg. Dort drüben, vor dem Stachelbeerbüschen, stand totenbleich die Juliane Krombacherin, und sah mit ihren glühenden, schwarzen Augen in das fahle Gesicht ihrer Feindin.

Die Erbhofbäuerin schnappte nach Luft. „Du . . . du wagst es . . . du Abschaum . . . du Dirne . . . auf mein Hof zu komme . . . auf mein ehrbare Hof . . .“

Juliane Krombacher schwankte leise, als werde sie gleich hinfallen. Halt suchend, griff sie links und rechts in die Büsche.

Die Bäuerin stieß gellende Schreie aus. Vor ihrem großen Mund stand weißer Schaum. Sie versuchte, ihrer Gegnerin einen faustdicken Stein ins Gesicht zu werfen, doch der Knecht schlug ihn brutal aus ihrer Hand. Da raste sie wie eine Furie zum Hof hinüber und heulte:

„Die Hunde . . . macht die Hunde los . . . heßt sie mit den Hunden vom Hof . . . das Weibsbild . . . die Hure . . .“

Verstört drängte das Gesinde aus dem Stall und aus der Küche.

„Die Hunde . . .“ heulte die Bäuerin: „Macht die Hunde los . . .“

Der Großknecht nahm die verstörte Christel auf den Arm und trat zu dem totenblauen Weib bei den Stachelbeerbüschen:

„Geh' schnell, Juliane! Und sei ganz ruhig! Jetzt passiert nix mehr! Jetzt hab' ich sie in der Hand!“

Sie hörte nicht auf ihn. Ihre Augen hingen in fanatischer Zärtlichkeit an dem verstörten Gesicht der Christel. Ihre Hände streichelten zitternd die dünnen Kinderarme. Vom Hof herüber kam wütendes Hundeklaffen.

„Geh' jetzt!“ schrie der Großknecht erregt. „Oder gönnst du ihr die Freud, daß dich die Hunde vom Erbhof hegen?“

Juliane lächelte mit zuckendem Mund zu dem Kind empor: „Hast dich wohl erschreckt . . . wie du gefallen bist . . . Kindse . . . liebes . . .? Hast dich wohl arg erschreckt?“

In diesem Augenblick brachen die beiden Doggen in den Garten herein. Hinterher hezte die Bäuerin, Schaum auf den weißen Lippen:

„Faßt sie . . . Nero! Faßt sie . . . Cora . . . heh . . . heh . . .“

Die Christel ward plötzlich unsanft auf den Boden gestellt. Die Hunde fletschten knurrend das schreckliche Gebiß und holten zum Sprung aus. Doch der Großknecht erhaschte mit seinen Bärenfäusten die Halsbänder und zog den Tieren mit einem Ruck die Gurgel zu, daß sie laulend nach seinen Händen schnappten. Weinend flüchtete die Christel zur Gaisblattlaube. Hinter Juliane Krombacher schlugen die Stachelbeerbüsche zusammen.

Der Großknecht hielt mit blutenden Fäusten die beiden Bestien nieder und sprach über sie hinweg in das fahle verzerrte Gesicht des rasenden Weibes: „Die Stunde vergeh' ich dir nie! Erbhofbäuerin . . . jetzt nimm dich in acht!“

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Freiherr von Münchhausen starb.

Von Professor Dr. Theodor Bolzehr.

Gewiß, man sollte mit 74 Jahren kein junges Weib heiraten, selbst dann nicht, wenn man ein lustiger Kerl war und sein Leben lang die Welt mit fröhlichen Augen angesehen hatte. Man sollte das um so weniger tun, wenn man einmal das Glück gehabt hatte, ein frisches, fröhliches Weib heimzuführen. Der berühmte Freiherr Hyronimus Karl Friedrich von Münchhausen hatte mit 24 Jahren dieses Glück gehabt. Und er hatte das Zusammenleben durch 46 Jahre hindurch inmitten eines großen Freundeskreises von ganzem Herzen genossen als ein gastreicher Gutsherr, ein toller Reiter und ein unübertrefflicher Meister des köstlichsten Jägerlateins.

Als ihm aber seine Frau aus all der Sonne dieses Lebens heraus starb, fröstelte ihn. Und als er vier Jahre hindurch vergeblich versucht hatte, sich mit dem einsam gewordenen Leben abzufinden, ließ er sich dazu überreden, noch ein zweites Mal zu heiraten. Man hatte ihm vorgeredet, er werde in guter weiblicher Pflege wieder der Alte werden können. Aber die sehr kluge Frau, die den greisen Witwer bewogen hatte, sich ihrer Pflege anzuvertrauen, war wohl allzu klug. Als die Hochzeit stattgefunden hatte, erschien es ihr zweckmäßiger für die eigene Zukunft zu sorgen, als für das Wohlbefinden Münchhausens. Und die Tage des alten Herrn wurden trüber und trüber. Als ein Jahr vergangen war, hatte das Haupt des Hausherrn sich bedenklich tief gesenkt, aber das Haupt der Hausfrau redete sich immer stolzer in die Höhe. Als Münchhausen so an die Schwelle seines 78. Lebensjahres gekommen war, rief er eines Tages nach seinem alten, vertrauten Arzt. Der sah ihm lange ins hagere Gesicht, dann sagte er nach seinem Puls. Und schließlich sagte er: „Nein, Herr Baron, so weit sind wir noch lange nicht!“

Dann ging er zur Türe, schellte nach dem alten Jäger und Kammerdiener Kösemeyer und bestellte zwei Gläser Punsch. Und als der vor ihm dampfte, zündete er für Münchhausen und sich selbst je eine Pfeife an, setzte sich wieder neben den Krankenstuhl und sagte: „Und nun müssen Sie mir etwas erzählen! Wasfen Sie auf, es wird Ihnen gut tun!“

Münchhausen sah seinen Arzt mit einem seltsamen, müden Blick an, dann nahm er einen Schluck und paffte ein paar Züge. Plötzlich weiteten sich seine Augen und er hub stöhnend an zu erzählen:

„Es ist schon ein bißchen lange her, aber ich glaube, ich habe Ihnen die Geschichte noch gar nicht erzählt, Doktor. Da sah ich einmal — ich war damals noch in Ruhland und es war bald nach meinem ersten Türkenfeldzug — da sah ich auf einer Koppel einen weißen Raben zwischen ein paar schwarzen sitzen. Ich war schon lange darauf veressen, mir für meinen Hühnerhof einen weißen Raben zuzulegen. Zum Glück hatte ich gerade meinen weiten türkischen Mantel an. Den nahm ich und warf ihn in die Luft. Und da gerade ein guter Wind kam, hob der ihn auf wie eine große Kapuze und warf ihn genau über den weißen Raben. So nahm ich den seltsamen Vogel mit und hab ihn gezähmt. Wenn ich auf die Jagd ritt, sah er auf meiner Schulter und wenn ich in meinem Lehnstuhl hocte, sah er auf der Kopslehne, und wenn ich meine Geschichten erzählte, hüpfte er zwischen meinem Grogglas und meinem Tabaksbeutel hin und her und redete mächtig dazwischen. Der weiße Rabe und der Münchhausen, die gehörten so fest zusammen, daß meine Freunde sagten: wenn es einen weißen Schatten gäbe, würden sie den weißen Raben meinen Schatten nennen.“

Aber da kam einmal ein böser Tag; der Rabe war weg. Tagelang habe ich ihn gesucht. Der Kösemeyer sagte immer: „Herr Baron! Lassen Sie nur, er kommt schon wieder!“ Aber er kam nicht wieder. Da habe ich gedacht, ich wollte es nochmal mit meinem türkischen Mantel versuchen, vielleicht hätte ich noch einmal Glück. Aber ich habe nirgends einen weißen Raben gefunden. Und Kösemeyer sagte auch: „Die gibt es hier nicht.“ Da hab' ich gedacht: na, vielleicht futs auch ein schwarzer Rabe. Und ich ging Tag für Tag mit meinem Türkenmantel über die Koppeln. Und wenn ich irgendwo einen Rabenschwarm sitzen sah, warf ich den Mantel. Aber ich hatte kein Glück. Immer flog der ganze Schwarm auf. Nur einmal, ich weiß es noch, es war ein grauer, nasser Tag, da blieb ein Vogel unter dem Türkenmantel sitzen. Wie ich aber näher zusehe, ist das, was da sitzt, eine Krähe und kein Rabe. Ich suchte sie wegzujagen, aber das Vieft ging nicht. Ich mochte tun, was ich wollte; die Krähe hüpfte immer nur ein paar Schritte zur Seite, aber sie ging nicht fort. Sie hüpfte hinter mir die Treppen

hinauf, wenn ich ins Haus ging, und sie sah mich böse an, wenn ich das Haus verließ und meine eigenen Wege gehen wollte. Das ging so wohl ein ganzes Jahr. Da wurde mir das Tier allmählich unheimlich und ich bat Kösemeyer, die Krähe wegzuschießen. Aber denken Sie, Doktor, der Mann wollte nicht. Was blieb mir da anderes übrig, als selbst ...“

Der alte Münchhausen dämpfte ganz seltsam seine Stimme:

„Gestern nachmittag habe ich meine Flinte genommen und bin ins Freie gegangen. Und als ich die Krähe vor dem Hoftor hatte, habe ich mich umgedreht und habe sie aufs Korn genommen. Aber plötzlich ist sie mir aufgefliegen. Da kam Kösemeyer um die Ecke und zeigte mir, daß sie auf die Kirche geflogen sei. Ich konnte sie erst nicht finden, dann sah ich, daß sie sich auf die Kirchenguhr hinauf gerettet hatte. Sie sah auf dem großen Zeiger und sah mich mit falschen Augen an. Da sagte ich noch: „Kösemeyer, laß sie mir! Du sollst sehen, daß ich mit meinen 78 Jahren noch treffen kann!“ — Und ich drückte mich fest an den Turm und zielte hinauf, aber die Hand zitterte mir wohl, denn, als ich abgedrückt hatte, flog die Krähe davon. Der große Zeiger aber fiel steil und langsam herab. Ich konnte mich nicht vom Fleck rühren. Da spürte ich wie der Pfeil des Uhrenzeigers mir in die Brust drang und weiter mitten ins Herz. Da hab ich nur noch gesagt: „Gott sei Dank, daß die Sache ein Ende hat!“

Münchhausen hatte den letzten Satz so leise gesprochen, daß der Arzt erstaunt aufblinnte. Da sah er, daß dem Alten das müde Haupt auf die Brust gesunken war.

Als er aber nach einer Stunde die Tür des Kranken- und Sterbezimmers hinter sich schloß, murmelte er vor sich hin: „Ich glaube, diesmal war das keine Lügengeschichte Münchhausens!“

Der Mann, der das fremde Mädchen küßte.

Von Carol Twem.

Der Bus ratterte über die Kreuzung der Hotchkiss- und Beverly-Street in Chicago. In diesem Augenblick sprang ein junger, elegant gekleideter Herr im Wagen auf, beugte sich über die ihm gegenüberliegende junge Dame und küßte sie herzlich und lange auf die frischen roten Lippen.

Die Fahrgäste sprangen entsetzt auf — das Mädchen machte schwache Versuche, sich zu wehren und wollte schreien, aber der Schrei wurde durch den Ruf des Unbekannten erstickt. Einen Augenblick ließ der Fremde los, sah sich blitschnell um, und ehe das Mädchen diese Gelegenheit benutzen konnte, um sich freizumachen, hatte er schon wieder seine Lippen fest auf ihren Mund gepreßt.

Was dann geschah, ging so blitschnell, daß die Fahrgäste es kaum erfassen konnten. Der Bus war in die Beverlystreet eingebogen, und jetzt ließ der Herr die junge Dame los, lief mit ein paar Säßen durch den Bus zum Ausgang, — Schaffner und Fahrgäste waren immer noch viel zu erstaunt, als daß sie versucht hätten, ihn aufzuhalten — sprang ab und war im nächsten Augenblick im Straßengewühl verschwunden.

Unter den Fahrgästen entspann sich eine lebhafte Debatte, was das für ein seltsamer Mensch gewesen sei: ein abgewiesener Liebhaber? ein Geistesgestörter? ein Verbrecher?

Auch Miss Rosie Verthill wußte nicht, was diesen Mann veranlaßt hatte, sie zu küssen. Sie hatte den Mann nie zuvor gesehen — aber sie würde ihn wiedersehen, das stand für sie fest. Sie würde ihn wiedersehen, und dann gnade ihm Gott! Sie würde ihm sagen, was es für eine bodenlose Gemeinheit sei, ein fremdes, unschuldiges und ehrbares junges Mädchen, ein schupfloses Wesen wie sie, öffentlich zu küssen! Am Kragen würde sie ihn packen und zum nächsten Policeman schleppen, sie würde ... wirklich? Denn während sie überlegte, wie er kein Verbrechen büßen sollte, dachte sie auch darüber nach, wie er ausgesehen habe. Eigentlich recht nett, nicht wahr? Gut angezogen, sehr gut angezogen sogar, ein frisches Männergesicht, ein kleiner schwarzer Menjouchnurrbart, vielleicht 26 Jahre alt — sie hatte ihn genau betrachtet, als er eingestiegen war und sich ihr gegenüber hingesetzt hatte. Gut hatte der Junge ausgesehen, wirklich gut ...

In der kurzen Wirtspause des großen Bürohauses lief Rosie schnell zur Sparrasse und hob von ihren Erparnissen 80 Dollar ab.

Am nächsten Vormittag prangte in der „Chicago Tribune“ an auffallender Stelle folgendes Inserat:

Der Mann, der das fremde Mädchen küßte, wird von diesem gebeten, sich umgehend zu melden unter „Good Lud“, Hauptpostlagernd. Keine Nachgedanken!

Aber der Mann meldete sich nicht. Obwohl so etwas sonst

nur in Romanen und Filmen vorzukommen pflegt; Rosie konnte ihn nicht vergessen. Jeden Morgen, wenn sie zum Büro fuhr, hoffte sie, ihn im Bus zu treffen — vergebens. Er war und blieb verschwunden.

Eines Morgens jedoch, als sie wie immer mit dem gewohnten Bus zu ihrer Arbeitsstätte fuhr, blieben ihre Augen plötzlich wie gebannt an der „Chicago News“ hängen, die ihr Gegenüber lag. Sie glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können, aber tatsächlich, da stand über 4 Spalten hinweg in biden Balken als Schlagzeile:

Der Mann, der das fremde Mädchen küßte! Ein neuer großer Erfolg unseres tapferen Detektivs Jerry Bloom. — Wie er den berüchtigten Gangster Mercanty und seine Bande zur Strecke brachte. — Der geheimnisvolle Kuß im Autobus.

Rosie konnte nur die Überschriften lesen; der Zeitungsbesitzer hielt das Blatt so, daß sie den Text nicht sehen konnte. Sie rüschte unruhig auf ihrem Sitz hin und her, aber sie getraute sich nicht, den Herrn um die Zeitung zu bitten, so sehr ihr auch dieser Wunsch in der Kehle brannte.

An der Haltestelle vor dem Bürohaus angelangt, stürzte sie sofort zu dem Zeitungsstand, fingerte nervös 2 Cents aus ihrer Tasche und begann noch auf der Straße in der Zeitung nach dem Artikel zu suchen. Wichtig — hier war auch sein Bild, zwar nicht ganz so, wie sie ihn in der Erinnerung hatte, aber kein Zweifel — Jerry Bloom war der Mann, der sie geküßt hatte. Was stand in dem Artikel? Sie eilte in ihr Büro, warf den Mantel auf einen Stuhl und begann hastig zu lesen:

„Schon lange hatte unser tüchtiger Detektiv die Spur von Mercanty und seiner Bande aufgenommen. Eines Abends drang er überraschend mit einer Anzahl Policemen in den Schlupfwinkel des berüchtigten Gangsters ein, aber der Vogel hatte Lunte gerochen und war ausgeflogen. Unter Jerry Bloom's Leitung wurde alles durchsucht, aber das Einzige, was man fand, war ein Bild des Detektivs, das offenbar mit einer Geheimplaneta aufgenommen war. Auf der Rückseite des Bildes standen nur die Worte: „Jerry, wir kriegen Dich!“ Der Detektiv suchte innerlich — wenn der Gegner ihn kannte, war die Verfolgung um ein Vielfaches erschwert. Ja, er wußte sogar, daß Mercanty und seine Leute die nächste Gelegenheit benutzen würden, ihn unschädlich zu machen.

Trotzdem verschmähte Bloom den Rat seiner Freunde, sich zu verkleiden. Sein sportlicher Ehrgeiz war viel zu groß, als daß er zu solchen Mitteln gegriffen hätte.

Der Verbrecher war jedoch seit jenem Abend unauffindbar. Eines Tages, am 14. Januar, — richtig, dachte Rosie, am 14. Januar! — fuhr Jerry Bloom vormittags gegen 9 Uhr mit dem Bus zufällig die Hotchkissstraße hinauf, als er plötzlich, aus dem Fenster blickend, das Auto Mercantys vor dem Bus herfahren und an der Kreuzung Verkehrstopp setzen sah, um den Bus vorbeizulassen. Wenn Mercanty in dem Moment, in dem der Bus seinen Wagen kreuzte, aufblickte, mußte er den Detektiv unerschrocken erblicken — und Jerry wußte, daß der Verbrecher sich nicht scheuen würde, in den Bus hineinzuschießen, um den verhassten Gegner zu erledigen. Der Gangster durfte ihn nicht sehen, sonst war nicht nur sein Leben, sondern auch das Leben der Fahrgäste gefährdet. Was sollte er tun? Eine Zeitung, hinter der er sich verstecken konnte, war nicht da. Aufstehen? Schräg seinem Platz gegenüber war ein Spiegel, in dem Mercanty ihn hätte sehen können. Kurz entschlossen sprang Jerry auf, beugte sich über die ihm gegenüberstehende junge Dame und küßte sie so lange, bis der Bus über die Kreuzung hinweg war. So konnte Mercanty nur den Rücken des Detektivs sehen, und der sah aus wie tausend andere Rücken auch.

Ohne sich um die Aufregung der jungen Dame und der Fahrgäste zu kümmern, sprang Bloom dann aus dem Bus, eilte zur Straßenecke zurück und nahm in einer Ecke die Verfolgung des Verbrechers, der die Hotchkissstraße geradeaus weitergefahren war, auf.

Bis gestern abend hatte der Detektiv joviele Beweismaterial zusammen, daß man zur Verhaftung des Gangsters und seiner ganzen Bande schreiten konnte. Angesichts des erdrückenden Beweismaterials wagte der Verbrecher nicht, zu leugnen, und sieht nunmehr hinter Schloß und Riegel seiner wohlverdienten Strafe entgegen.

Aber diese Unschädlichmachung des Banditen und seiner Spießgesellen, die Chicago wochenlang in Unruhe und Aufregung versetzt hatten, wäre nicht möglich gewesen ohne die Gefühlsgegenwart unseres tapferen Jerry — und ohne die junge Dame, die sich bereitwillig küssen ließ.“

Rosie errödete, als sie den letzten Satz las. Dann ging sie zum Telefonbuch, um die Nummer des Detektivs nachzuschlagen ...

Neue Bücher

* W. Hausenstein: „Europäische Hauptstädte.“ (Verlag Eugen Kienig, Erlendach-Zürich.) Diese Physiognomien acht europäischer Hauptstädte, nämlich: Wien, Paris, Rom, Brüssel, Kopenhagen, Amsterdam, Prag, Berlin sind sachlich bestimmte, aus kulturgeschichtlicher Kenntnis planvoll angelegte Darstellungen. Das Geschichtliche verflücht sich ins Gegenwärtige. Es entstehen wirkliche Biographien der Städte; ihre Lebensromane wachen auf. Die Darstellung führt vom kulturhistorischen, vom gedanklichen Aspekt bis zum Einfach-Erzählenden. Auf diese Weise formen sich Stadtbildnisse von eigentümlicher Vollständigkeit — ohne daß zum Beispiel statistische Dinge hereinbezogen werden müßten, ohne daß geschichtliche Ableitungen den entscheidenden Ton abschwächen dürften, der auf der ausgesprochenen Gegenwärtigkeit dieser Städtebilder liegt.

* Zwischen Südsee und Eismeer.“ Male-riische Naturaufnahmen. Mit Geschichten von Jack London. (Verlag Hesse u. Beder, Leipzig.) Zehn ausgezeichnete Geschichten von Jack London, von denen „Teufelhafter auf Berande“ und „Otoo, der Heide“ vielleicht die besten sind, werden umrahmt von Tiefdruckbildern, die dem Geist der Erzählungen und dem Geist Jack Londons überhaupt trefflich angepaßt sind. Da sieht man Schiffe im Sturm, Landschaften und Volkstypen aus der Südsee, Sonnenaufgänge, Meeresleuchten, Hafenküsten u. v. a. in guten Nachbildungen. Eine Charakteristik Jack Londons aus der Feder des Kapitänsleutnants a. D. Karl Jasper leitet das schöne Abenteuerbuch ein.

* Hjalmar Kuhleb: „Haus der Genesung.“ Ein lustiger Sanatoriumsroman. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) In einem modernen Sanatorium, wo sich die zeitgemäßen Lebenserneuerungs- und Gesundheitslehren, Rohkostleien und Körperkultur, Psychoanalyse und Mazdaznan zusammenfinden wie Strahlen in einem Brennspiegel, vollzieht sich an dem Helden und einigen Nebenfiguren durch die natürlichsten Mächte der Welt ein Gesundungsprozess. Der gewählte Schauplatz gestattet dem Verfasser die mannigfaltigsten Gestalten und Verhältnisse Neudeutschlands, den Dichter und den Staatsmann, den Seelenarzt und die Junggefährtin, den Kraftfahrer und die Tänzerin, ohne Zwang auf der Bühne zu bringen. In diesem „Haus der Genesung“ zerstreut in der an heiteren Zwischenfällen reichen Dichtung die Demurenwelt der Lebenszeiten und Lebensstadien im Zusammenprall mit der harten, herben und gesunden Welt der Wirklichkeit.

* Anda von Smelding: „Die göttliche Emile.“ Voltaire ihr Freund — Fridericus ihr Feind. Ein Roman „um Fridericus.“ (Schliesen-Verlag, Berlin SW. 11.) Ein neuer Fridericusroman, amüsanter, galanter, ganz Rotolo und doch von einer fabelhaften Modernität. Meisterhaft ist der große König gezeichnet, nicht nur als genialer Feldherr, Dichter und Philosoph, sondern auch als hochstehender Lebenskünstler inmitten erlebter Geister. Auf Grund einer umfangreichen historischen Quellenkenntnis sind auch alle übrigen Personen, Ortlichkeiten und Begebenheiten echt und lebendig dargestellt.

* Moritz Schäfer: „Die Drei aus Herta-bronn.“ Roman. (Verlag Oskar Meißner, Verdau i. Sa.) Herta-bronn ist ein Zuchtstern, in dem das Schicksal die drei Hauptpersonen dieses Romans zusammenführt. Drei grundverschiedene Lebensbezirke werden erschlossen. Das Buch beginnt grob angelegt, scheint Zeit- und Gesellschaftskritik geben zu wollen, aber opfert den literarischen Ehrgeiz bald einem Unterhaltungsstil, bleibt aber stets anziehend und persönlich durch warme Menschlichkeit und weicht sehr anschaulicher Milieuschilderung und mit der Fülle der Geschehnisse bis zur letzten Seite zu fesseln. ls.

* Otto Schwerin: „Hat er's gewußt?“ Ein Dr.-Luz-Kriminalroman. (Aufbau-Verlag, Berlin SW. 68.) Schwerin zaubert keine unwirklich erscheinenden Hinterstrafen in London hervor, sondern baut seine Handlung im Taunus und in Frankfurt a. M. mit einem geradezu unerhörten Raffinement auf. Beachtet man noch, daß der Autor dreieinhalb Jahre im praktischen Polizeidienst tätig war, daher durch seine sachmännlichen Kenntnisse mit Recht als Spezialist auf diesem Gebiete der Schriftstellerei angesehen werden darf, so wird auch der gleichgültigste Leser hingerissen sein durch die packende Schilderung der sich förmlich überstürzenden Aufeinanderfolge und doch nicht aufzuhaltenden, schlagenden Wucht der Ereignisse.